**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 21 (1931)

**Heft:** 1

**Artikel:** Die Trennung der beiden Basel

**Autor:** F.V.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-633472

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 31.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

trotz der stillen Luft, in grünen Wogen schlug: „Es ist doch ein schönes Land, weiß Gott. Schauen Sie einmal daher, Syndikus!"

Der Syndikus steckte sein Notizbuch in die Rocktasche, stand ebenfalls auf und schaute der weisenden Hand des Doktors nach. Weit draußen drängte durch die schwankenden Halme des Schilfes ein braunes Boot hervor, das irgendwo in der grünen Wildnis verborgen gelegen hatte. Ein Mann, nur in Hemd und Hose, steckte ein schneeweißes Segel auf, während ein anderer, auf dem Fischkasten stehend, mit dem Stachel das Schifflein vorwärts trieb. Die Spitzen des Schilfes neigten sich wie grüßende Schwerter, und da der Kiel des Schiffes eine Straße durch die grüne Wirrnis bahnte, erschien das Wasser, das in der Sonne blitzte, wie ein Silberstreif. Weit draußen umschloß ein See die grüne Fläche als ein blaues Band, das sich in der Ferne endlos verlor. Aber drüben dämmerte im Sonnengold das jenseitige Ufer hervor. Die grünen Wiesen zogen sanft gewellt immer höher hinauf, auf runden Buckeln weißschimmernde Häuser tragend, so, als trage die Erde, wie eine schöne Frau, ein grünes Kleid und sei mit köstlichen Steinen geschmückt. Ganz zur Rechten lag, dem Auge kaum wahrnehmbar, eine ferne Stadt mit weißen Mauern und hohen Türmen, wie hinter einem blauen Schleier. Gradeaus verloren sich die grünen Matten in den steilen Hängen eines langgestreckten Höhenzuges, der als dunkelviolettter Streif im hellen Blau des Aethers verschwand.

Der Doktor ließ den Arm sinken. „Ein herrliches Land, ein herrliches Land", sagte er und klopfte dem Syndikus leicht auf die Schulter.

„Allerdings. Ganz gewiß", meinte dieser und sah dann auf einmal in die grüne Schilfwüste hinein. „Aber —"

Der alte Herr lächelte leise und unterbrach die Bedenken des Syndikus, indem er ihn beim Arme faßte und nach der anderen Seite drehte. Dort lag die Stadt, ihre Stadt, wie auf einem hohen Felsen in der blauen Luft. Ueberall waren die steilen Hänge grün verhängt von Schlinggewächsen. Das Gespinst derselben kletterte bis an die Ringmauern hinauf und umschlang die Mauerreiter und Türme. Dazwischen ragten grüne Baumkronen aus versteckten Gärtlein empor. Zur Seite waren die Hänge weniger steil. Dort standen, inmitten grüner Weinberge, kleine Türmchen und weiße Winzerhäuschen, halb verborgen im Grün der Reben, die ihre Mauern oft gänzlich umwoben und bis über das Dach hinaufkletterten. Aber dort, wo sich die aufgeregten Linien der Höhen im stillen Frieden der weiten Ebene verloren, liefen Erlenbüsche und Weidenstrünke über weite grüne Wiesen hin oder standen in kleinen Gruppen zusammen, als sammelten sie sich zum Tanze. Eine weiße Straße führte in die Ferne, begrenzt von zwei Reihen hoher Pappeln, die, stumm und fast feierlich, ernsten Weggefährten glichen. Weit hinten aber, wo sich Himmel und Erde verbanden, ragten dunkel die mächtigen Wälle der Alpen, stark und hehr, bekränzt von hellen Firnen, die wie weiße Zinnen glänzten.

Der Doktor wandte sich zu seinem Gefährten und sagte aufmunternd: „Gestehen Sie nur, daß dieses hier ein schönes Fleckchen Erde ist!"

Der Syndikus drehte sich um und ließ friedlich die Hand sinken, mit welcher er die Augen beschattet hatte, um besser zu sehen, denn er war skeptisch und schwer zu befriedigen. Aber nun schien er besiegt und öffnete eben den Mund zum Lobe, als sein Pferd von einer dicken Bremse gestochen wurde. Vielleicht daß den Tieren auch das Stillstehen verleidete, plötzlich taten sie einträchtig einen Sprung vorwärts, so daß die beiden Herren, einen Halt suchend, sich gegenseitig an ihren Röcken packten und sich plötzlich einmütig und unsanft setzten. Sie hielten einen Augenblick verblüfft stille, dann ließen sie sich fahren, und der reizbare Syndikus langte nach der Peitsche. Aber der Doktor lachte und sagte begütigend: „Machen Sie es wie ich und verzeihen Sie den Tieren. Schließlich wollen wir auch nicht bis Mittag hier in der Sonne braten und tun gut, wenn wir schauen, daß wir nach Hause kommen."

Der Syndikus, der im Grunde ein gutes Herz hatte, steckte die Peitsche wieder ein und ließ die Pferde laufen, wie es ihnen beliebte. Er mochte jedoch einen kleinen Triumph nicht verbergen und sagte: „Wahrhaftig, dies Land hat sein Schönes. Verspüren Sie jedoch etwas von unserer plötzlichen Sitzung? Sehen Sie, daran war doch auch wieder nur der vertrackte Sumpf mit seinem Ungeziefer schuld."

Der Doktor setzte sich zurecht, als wolle er eine Geschichte erzählen, und begann dann, ernster als sonst seine Art war:

„Lieber Herr Syndikus, versöhnen Sie sich mit diesem Sumpf. Sehen Sie, auch dieses Ried hat neben allem Schönen noch sein Gutes. Wenn wir den ganzen See verbauen wollten, so hätten wir, da wir wenig Wald hier herum haben, keine Vögel mehr. Die vielen tausend Schwalben würden verschwinden. Und vor allem, wohin sollten dann die Fische ihre Eier legen? Rotten Sie dieses Schilf aus, und Sie werden im „Zehnthof" nicht mehr die delikaten und dabei lächerlich billigen Fische essen. Legen Sie ein Herbarium an von Sumpfpflanzen und gehen Sie botanisieren. Da werden sie staunen über die Mannigfaltigkeit der Flora und das Land lieb gewinnen, so wie es ist. Oder schaffen Sie sich eine Flinte an und machen Sie Jagd auf die Wasservögel. Meinetwegen können Sie auch ein Boot beilegen und fischen gehen. So nahe unsere Stadt liegt, so merken wir niemals etwas von Methan, und ich kann mich nicht eines einzigen Falles von Sumpfmiasma erinnern, obwohl ich als Arzt das wissen müßte. Wenn ich Ihnen meinen Rat geben darf, so stellen Sie der Stadt niemals den Antrag, das Ried hier auszurotten. Sie würden sich dadurch nur Feinde machen; ganz abgesehen davon, daß die Stadt niemals für die Kosten der ausgedehnten Dränage aufkommen würde, trotz Staatsbeitrag."

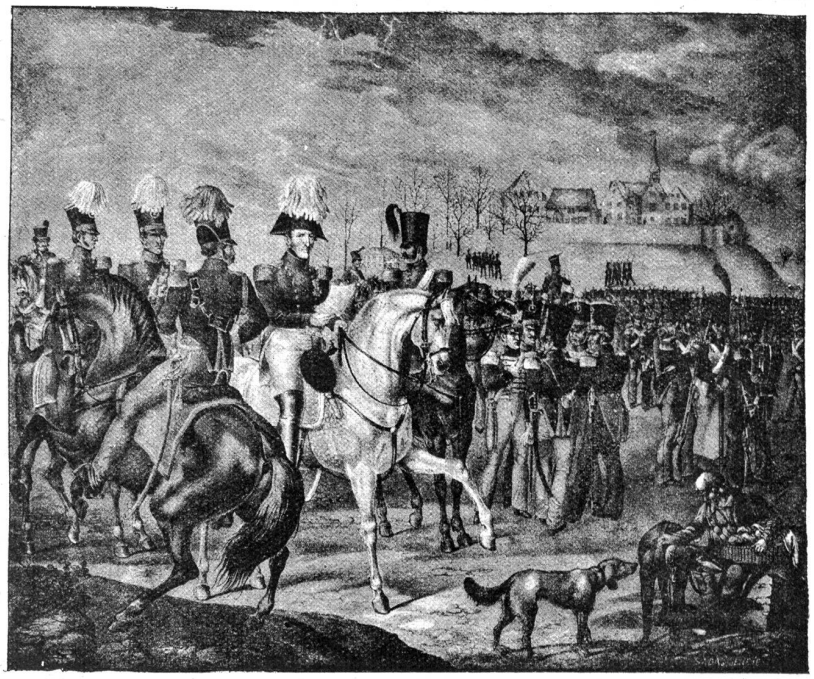
(Fortsetzung folgt.)

## Die Trennung der beiden Basel.

Die Regenerationsbewegung der dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts nahm in der Schweiz einen unblutigen Verlauf, so daß wir also auf friedlichem Wege von der Restauration zur Regeneration kamen. Ausnahmen machten nur Basel, Neuenburg und Schwyz. Eine tiefe, unüberbrückbare Kluft gab es aber nur zwischen Baselland und Baselstadt. Basel hatte 1798 den Grundsatz der Rechtsgleichheit als erster Schweizerkanton angenommen, hatte besonders enthusiastisch die neue Zeit begrüßt. Die Reaktion nach 1815 war deswegen nicht weniger schwarz als anderswo. Das System der Selbstergänzung des Großen Rates sicherte der

Stadt das politische Uebergewicht. Die Gewerbefreiheit des Landvolks war beschränkt, durfte doch kein ländlicher Handwerksmeister für einen Bürger aus der Stadt arbeiten, während sich die städtischen Professionisten absoluter Freizügigkeit erfreuten.

Die Julirevolution 1830 in Paris veranlaßte die Basler immerhin zu einigem Entgegenkommen. Am 1. November hätten die Beratungen beginnen sollen. Landgroßräte versammelten sich am 18. Oktober im Bad Bubendorf und stellten einige Programmpunkte auf, welche sie in der Form einer Bittschrift der Regierung vorlegten. Diese erblickte darin ein ungesetzliches und unerlaubtes Vorgehen. Aber man ließ sich auf dem Lande nicht mehr einschüchtern, setzte eine neue Bittschrift auf, die mit der Drohung schloß: „Nicht geschehenden Falls wird das Volk von seinem Souveränitätsrechte Gebrauch machen." Was wollten die Landschäftler? Eine auf der Kopfzahl errechnete Vertretung im Großen Rat. Basel dagegen wollte wohl die Lebenslänglichkeit der Großratsstellen aufheben, dem Lande aber nur 79 Großräte einräumen, bei 40,000 Seelen, während die Stadt mit 16,000 Einwohnern 75 beanspruchte. Am 9. Dezember 1830 sandte im Großen Rate Oberst Wieland dem Führer der Landschäftler einen Zettel: „Die Umtriebe, deren elendes Werkzeug Ihr seid, werden heute ihre Endschaft erreichen. Dies zur Warnung! Die Behörde wacht auf Euch!" Das schon schuf Aufregung, mehr noch der Regierungserlaß vom 31. Dezember 1830, der alle ordentlichen und außerordentlichen Abgaben auch für 1831 bestätigte.



Truppen von Baselstadt unter dem Kommando von Oberst Wieland nach der Einnahme von St. Margarethen.

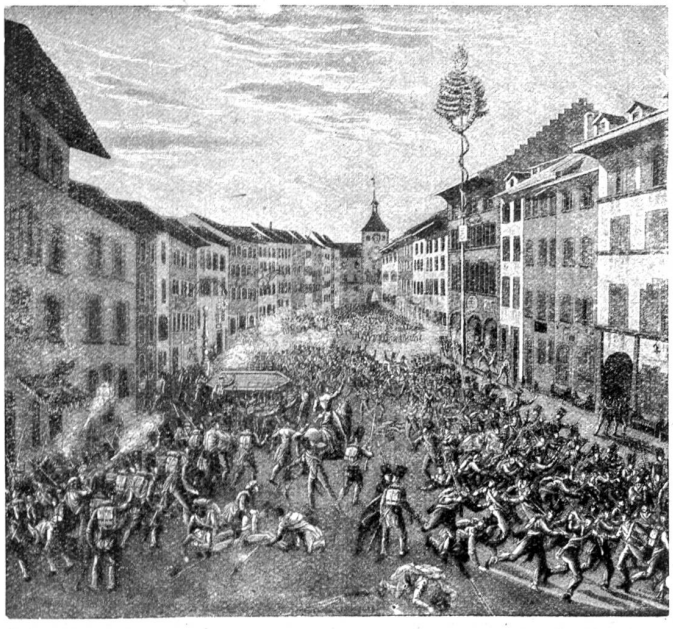
(Nach einem Stich der Universitäts-Bibliothek Basel.)

Die Führer des Landvolks nützten den vorhandenen Groll geschickt aus. Am 2. Januar 1831 bereiteten sie in Muttenz eine große Landsgemeinde vor, welcher sie folgende Postulate vorzulegen beschlossen: Freie Repräsentation nach der Volkszahl, Gleichheit aller politischen und bürgerlichen Rechte, Volksabstimmung über die neue Verfassung! Am 4. Januar 1831 wurden diese von der von 3000 Landschäftlern besuchten Landsgemeinde mit Begeisterung angenommen. Die Basler Regierung erhielt ein Ultimatum, sich innert 24 Stunden zu erklären. Die Herren zeigten sich unnachgiebig. Sie antworteten nach Liestal, die Grundsätze der Verfassungsrevision seien aufgestellt, man könne darüber in keine Diskussion mehr eintreten. Man setzte eine außerordentliche Militärkommission ein. Vom Geist, der in der Stadt herrschte, zeugt ein Brief von Oberst Wieland an den baslerischen Tagsatzungsgesandten in Luzern: „So sehr aber die Insurgenten auf ihrem Begehren zu beharren scheinen, so bestimmt und energisch äußert sich der Geist der Bürgerschaft der Stadt, welche es eher auf eine Trennung oder sonst aufs Aeußerste ankommen lassen, als weiter nachgeben will."

Was tat die Landschaft? Sie sagte sich von der Stadt los, bestellte am 6. Januar 1831 zu Liestal eine provisorische Regierung, die sich von den Abgeordneten der Gemeinden Treue schwören ließ. Noch wollte man es allerdings nicht bei einer endgültigen Lostrennung bewenden lassen. Es wurde eine Deputation ernannt, welche mit Basel verhandeln sollte. Man teilte dieser in der Stadt aber mit, daß man mit Rebellen nicht weiter verhandle. Einige Landgemeinden ließen sich durch die energische Sprache der Stadt einschüchtern, so Gelterkinden und die Gemeinden des Reigoldswilertals. Landschäftler Landsturm der übrigen Gemeinden blockierte aber die Ausgänge der Stadt, bis ihn Oberst Wieland am 13. Januar 1831 über die Birsbrücke zurücktrieb. Am Morgen des 15. Januars unternahm Wieland einen neuen Ausfall und stand am 16. bereits vor Liestal. Die Waffen wurden den Landschäftlern abgefordert, die Schriften der provisorischen Regierung beschlagnahmt, die Führer, soweit sie nicht geflohen waren, gefangen genommen und ihrer etwa 80 schwer gefesselt nach Basel eingeliefert. Bruderblut war geflossen, der Haß verschärft worden.

Eigentlich hätte die Tagsatzung jetzt energisch eingreifen müssen. Die zwei nach Basel entsandten eidg. Kommissäre, Landammann Sidler von Zug und Staatsrat Karl Schaller von Freiburg, gaben sich redliche Mühe, den Streit zu schlichten und empfahlen den Baslern allgemeine Amnestie. Vielleicht hätte dies so weit beruhigt, daß der Riß nicht endgültig gewesen wäre. Energisch traten die liberalen Zeitungen für die Führer der Landschäftler ein, die „Appenzeller Zeitung", der „Schweizerische Republikaner" (Zürich), der „Schweizerbote" (Aarau), der „Berner Volksfreund" (Burgdorf). Die Basler Herren ließen sich nicht belehren. Die neue Verfassung, die am 28. Februar 1831 angenommen worden war, konnte so keine Entspannung bringen.

Am 11. Juni 1831 wurden die Mitglieder der provisorischen Regierung zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt, fast alle in contumaciam. Die Landgemeinden sandten eine von 2000 Bürgern unterzeichnete Petition an die Tagsatzung und ersuchten um Revision der Verfassung durch einen Verfassungsrat oder, im Falle der Abweisung, um endgültige Trennung. Am 21. August 1831 marschierte Oberst Wieland zum zweiten Mal mit seinen Truppen nach Liestal. Nach zweistündigem Kampfe wurde der Ort besetzt. Wieland erkannte aber, daß die Lage nichts weniger als günstig sei und gab den Rückzugsbefehl. Wieder war Bruderblut geflossen. Eidgenössische Kommissäre suchten neuerdings zu vermitteln. 4000 Mann eidgenössische Truppen wurden unter Oberst Ziegler aus Zürich mit der Besetzung Basels beauftragt. Am 23. November 1831 wurde über die Frage abgestimmt, ob das Landvolk weiterhin bei der Stadt verbleiben wolle oder nicht. Die Art der Befragung war nicht korrekt. Die eidgenössischen Kommissäre ließen zudem erklären, die Tagsatzung werde niemals in eine Trennung einwilligen. So mußte sich eine Mehrheit gegen die Trennung finden. Am 22. Februar 1832 beschloß der Große Rat, jenen Gemeinden,



Kampf in Liestal am 21. August 1831.

die eine Trennungsmehrheit aufwiesen, vorläufig vom 15. März an die staatliche Verwaltung zu entziehen. Man hoffte in der Stadt, die Landgemeinden würden bald als Bittende nahen und Wiederaufnahme in den Staatsverband anbegehren. Man täuschte sich. Am 17. März 1832 legten die Führer der Landschaft in Liestal den Grund zu einem souveränen Staatswesen „Basel-Landschaft". Sofort wurde ein Verfassungsentwurf aufgestellt, dieser am 14. Mai 1832 angenommen.

Wir können auf die weiteren Streitigkeiten nicht näher eingehen. Dazu dürfte sich später Gelegenheit bieten. Am 6. April 1832 folgte der Sturm auf Gelterkinden. Am 14. September 1832 mußte die Tagsatzung die Trennung „vorläufig" gutheißen. Aber die Streitigkeiten hörten nicht auf. Am 3. August 1833 kam es zum Endkampf. Die Truppen von Baselstadt wurden geschlagen und ließen 65 Tote und 113 Verwundete auf dem Kampfplatz, während die Landschäftler sechs Tote und 18 Verwundete hatten. Am 17. August 1833 bildete sich der Kanton Baselland endgültig. Heute, 100 Jahre später, sind Bestrebungen im Gange, die entzweiten Brüder wieder zu vereinigen. F. V.

# Beginn des neuen Jahres: der Kalender.

Von Grete David.

Der Kalender, lebendes Wahrzeichen jedes neuen Tages, vor allem aber zu Beginn des Neuen Jahres mit Aufmerksamkeit und Gedanken bedacht, gilt, so wie wir ihn heute benützen, immer nur für das jeweilige Jahr. Die ersten Kalender aber waren dauernde Kalender und hundertjährige Kalender.

Die immerwährenden Kalender enthalten Tage, Zahlen und Buchstaben, denn zur Berechnung der jeweiligen Zeit für ein bestimmtes Jahr brauchte man die „Goldenen Zahlen". Der gregorianische Kalender läßt sich nur für einige Jahrhunderte berechnen, der julianische aber für immerwährende Zeiten. Die hundertjährigen Kalender enthalten neben der Berechnung der Tage und der Feste für ein Jahrhundert, meist noch Wetterangaben, Ereignisse, oft astrologische Prophezeiungen und gesundheitliche Ratschläge, denn das Einnehmen der Medizinen sollte, nach früherem Glauben an den Gang des Mondes und der anderen Gestirne gebunden sein. Die Menschen von heute haben keine Zeit, ihre Kalenderberechnungen auszuführen. Technik und Industrie haben es ermöglicht, die Dinge, die den Menschen dienen, Kleider und Bücher und Hausrat, darunter auch die Kalender, kurzfristig zu machen. Mit dem ersten Jänner jedes Jahres zieht ein neuer Wandkalender in Stuben und Büros ein und neue Vormerkbüchlein wandern in die Taschen der Männer, in die Handtäschchen der Frauen.

Der älteste gedruckte deutsche Kalender wurde von Johannes de Gamundia (Hans von Schwäbisch Gmünd) herausgegeben. Er ist, auf zwei Holztafeln geschnitten, in der königlichen Bibliothek in Berlin aufbewahrt. Der Kalender, selbstverständlich auch ein „immerwährender", stammte aus dem Jahre 1439. Diesem folgten andere Kalender, der Augsburger, der Straßburger, der Ulmer und andere, von welchen sich Exemplare in den Sammlungen einiger deutscher Städte befinden. Den ersten Jahreskalender gab Peypus in Nürnberg heraus, 1513, dem auch wieder andere — in Lübeck, Rostock — folgten. Diese Kalender enthielten die Kalenderpraktiken, mit Ratschlägen für Gesundheit und Heilkuren. Der hundertjährige Kalender — der erste, deutsche erschien 1700, von Abt Knauer herausgegeben — er bietet, wie auch seine zahlreichen Nachfolger, viele kulturhistorisch interessante Daten und Aufschlüsse. Als sich, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, in Deutschland die Bewegung geltend machte, Kenntnisse aller Art, auch gemeinnützige, dem Volk zu vermitteln, wählte man, als besten Lehrer dazu, den Kalender. Aus dieser Zeit datieren die vielen Kalenderbücher, für verschiedene Berufe, für Frauen jeweils passend und den Interessen entgegenkommend, ausgestattet. Es gab den Hof- und Staatskalender und auf der Gothaische Genealogische Hofkalender entsprang dieser Zeit und ihrer Bewegung. Von daher stammen die Almanache, darunter die berühmten Musenalmanache. Die ersten gedruckten Almanache schuf Wien, wo schon seit 1491 der Buchdrucker Engel regelmäßig Almanache herausgab. Auch der erste Almanach, 1460, war in Wien erschienen. Die Almanache Frankreichs, die Hoffeste und Münzrechte, staatliche und gesellschaftliche Angelegenheiten umfaßten, erschienen schon zu Ende des 17. Jahrhunderts. „Almanach" ist ein arabisches Wort und heißt „Neujahrsgeschenk".

Immer teilte man die Zeit nach den Hälften des Tages, nach Tag und Nacht, ein und versuchte danach auch das Jahr festzulegen, in Wochen und Monate einzuteilen. Das Sonnenjahr — schon den ägyptischen Priestern bekannt — und das Mondjahr, nach dem heute noch Juden und die Mohammedaner rechnen, sind die beiden erprobten Möglichkeiten, den Lauf der Zeit in ein Schema zu bringen. Immer wieder wurden neue Schaltkreise, Schaltmonate, Schalttage gefunden, bei verschiedenen Völkern jeweils verschieden, die aber doch immer, nach Fügung in die Bahnen der Gestirne, eine gewisse Richtigkeit ergaben. Julius Cäsar setzte eine Kalenderreform durch, die damit begann, daß dem Jahr 708 nach Roms Erbauung (es war dies das Jahr 47 v. Chr. Geb.) 67 Tage in zwei Monaten zugesetzt wurden, damit schuf er die julianische Zeitrechnung, die durch die Neuberechnung im 16. Jahrhundert durch Papst Gregor XIII. — damals ließ man zur Regulierung der Zeitzählung wieder ungefähr einen halben Monat ausfallen — geregelt wurde. Wir zählen heute nach dem Gregorianischen Kalender. Doch auch hier wurde die Berechnung des Schalttages immer wieder verändert und verbessert.

Interessant ist der französische Revolutionskalender, der erst vom Jahre 1806 an durch Napoleon zugunsten des gregorianischen wieder abgeschafft wurde. Das Jahr begann im Herbst, und die Monatsbezeichnungen sind in Briefen aus jener Zeit immer wieder ausnahmslos gebräuchlich. Der jüdische Kalender, nach dem die Juden heute noch ihre Feste berechnen und auch die Todestage der Verstorbenen begehen, stammt aus dem 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung und bezeichnet den Beginn der gezählten Jahre seit der Erschaffung der Welt. Das neue Jahr der Mohammedaner beginnt im Sommer. Die Jahre